

Gedichte
und

prosaische
Aufsätze

100

2
D
un
D
S
D
G
G

B e g r ü ß u n g.

Ihr kennet ein Blümchen, das blühet so
— zart,

Das ist von so stiller gemüthlicher Art,

Drum strahlet die Treue so licht,

Und wer es gegeben mit liebendem Sinn,

Dem bringt's der Erinnerung sel'gen Ge-
winn.

Es heißt — Vergiß mein nicht!

Ihr kennet drey Worte, dem Freunde gesagt,
Der Inniggeliebten, und dann nicht verzagt;

Ob scheidend das Herz wohl auch bricht,

Es fassen die Worte des Trostes so viel,

Sie bringen des Wiedersehns Wünsche an's
Ziel,

Sie sind — Vergiß mein nicht!

2
Da nehmt auch ein Büchlein, recht herzlich
gemeint,
Und gebt's der Geliebten, der Freundin,
dem Freund',
Dass Euer Empfinden es spricht;
Denn, wie dort das Blümchen mit deuten-
dem Gruss,
Und wie dort der Worte gefühlter Erguß
Heißt's auch — Vergiß mein nicht!

Rafonische Antwort.

Ein Jude sah dem Probeschießen zu;
Von zehn die hier schossen waren neune
Schon lange schuldig ihm. — Der Eine
Von diesen rief ihm spöttelnd zu:
»Du kannst wohl schießen auch, du Jude?«
Und Scheuch ertheilte ihm die gute
Und kurze Antwort: »Vor.« —

Abbitte und Ehrenerklärung.

Ein Appenzeller, weit und breit bekannt,
 Als wohl verschmilt, ward hart verklagt,
 Daß die Gerichtsperson zu schimpfen er ge-
 wagt.

Hier half kein Lügen, Zeugen waren bey
 der Hand;

Drum muß er's lassen bey dem Richter-
 spruch beruhn,

Abbitte dem Beleidigten zu thun.

Der wartet nun recht freudenvoll

Wie solche Ehr' ihm werden soll.

Der Appenzeller spricht darauf: »Herr Nach-
 bar Zeit,

Daß ihr ein Schurk' und Spizhub' seyd,

Das hab' ich jüngst gesprochen, das ist wahr;

Daß ihr ein Ehrenmann, erklär' ich offenbar,

Weil's das Gesetz befiehlt: es thut mir herz-
 lich leid!«

M a r i e.

E i n e E r z ä h l u n g.

Mariens Vater both mir an: in seiner Abwesenheit seine Kinder zu erziehen. Der Knabe war wild, hatte viel von seinem Vater; Marie bey unbeschreiblicher Herzensgüte, eine seltene Fassungsgabe. Von schwärmerischer Mutterliebe erzogen, hing sie zuerst nur an ihrer einsamen Mutter, doch bald auch an mir. Ich nährte Mariens kindlichen Geist mit Erzählungen alles Großen und Guten.

Als sie zwölf Jahre alt war, stürzte die Decke des Zimmers ein, wo sie neben dem Lager ihrer Mutter schlief. Als ich sie wundervoll erhalten, aus dem Schutte hervorzog, war ihr erstes Wort, daß sie ihr Leben dem Kloster weihen wolle. Ich forschte sorgfältig nach der Ursache, und sie erzählte mir mit kindlichem Grausen: Ich hörte in der

Nacht das angstvolle Rufen der Mutter, erwachte und sah sie beym blassen Lampenscheine bei meinem Bette stehen. Die Mutter erzählte mir mit den Zügen des Entsetzens: ein Geist habe ihr befohlen, die Tochter der Kirche zu weihen, sie würde sonst tödten was ihr liebend nahe sey, und endlich bey den Erschlagenen ruhen. Hestig warf sich die Mutter über das Bett mich zu umfassen, als ob sie mich nicht lassen könne. — Da stürzte die Decke des Schlafzimmers über uns, und als Sie mich hervorzogen aus dem Schutte, hielt mich der Leichnam der Mutter noch fest umschlungen.

So war es. Wirklich hatte die Decke, welche tödtlich über dem Leben der Tochter hing, das Haupt der sich über sie beugenden Mutter getroffen.

Dieser schnelle Tod der geliebten Mutter, ihre wunderbare Errettung — hatte indessen einen tiefen Eindruck auf ihr ganzes Wesen gemacht, und seit der Nacht blieb stets etwas Geisterähnliches in Marien, was nicht von dieser Erde war. Es wurde ver-

mehrt: als ein Brief ihres Vaters mir befohl, sie bis zu seiner Rückkehr in das benachbarte Kloster zu bringen, wo ihrer Mutter Schwester den Schleyer genommen hatte.

Widerstrebend mußte ich mich in des Vaters Befehl fügen, da Widerspruch stets seinen Willen nur noch mehr befestigte; doch auch in dem Kloster setzte ich meinen Unterricht während drey Jahren fort, wo mir meine Verhältnisse zu Marien als Lehrer, ihre Eigenschaft als bloße Kostgängerin, und die Nähe des Klosters täglich verstatteten, sie alles zu lehren, was ich mir in meinem Leben voll Studium und trauriger Erfahrung an Kenntnissen zugeeignet hatte, und was Mariens weibliches, zartes Gemüth nur irgend ansprach.

Ihr Bruder war längst auf der Ritters-academie, und so lebte ich mein Daseyn nur Mariens Bildung.

Da brach der Krieg aus mit allen seinen Schrecknissen. Unaufhaltsam wälzte sich der Brand zündend in die Provinz, wo Marie lebte und ich.

Das nahe Kloster both Gelegenheit zu

einem Lazarethe, stündlich brachte man die unglücklichen Opfer des Krieges. Bald füllte die Menge der Verwundeten Säle und Kirche. Selbst ein Theil der Zellen mußte endlich in der Noth den Zerschossenen geräumt werden.

Hier sah Marie einen jungen Offizier der feindlichen Armee, welcher, schwer am Kopfe verwundet, der Pflege ihrer Tante anvertraut wurde. Es war der erste junge Mann, dem sie nahe kam. Schön, blaß, ein wahrscheinlicher Raub des tödtlichen Eisens, sag er da, die ersten Tage ohne alles Bewußtsehn.

Marie unterstützte ihre Tante, und wie er nach und nach auf Momente seiner bewußt war, benützte sie die lichtlosen Augenblicke, um seine Umschläge zu erfrischen. So war er ihr ein Bekannter schon, als er sie zum erstenmale sah, und bald wich die Echeu der Noth.

Als er, der Offizier, noch nicht reden konnte, durfte, sprachen seine Augen schon den heißesten Dank gegen die Tante, stille, glühende Blicke zur Nichte. Wie er seinen

Nahmen nannte ward die Tante bleich. Küß-
rend ergoß sich sein Dank, unter Feinden
hier eine Mutter, eine Schwester gefunden
zu haben, die ihm die verlorenen Seinigen so
herzlich ersetzten.

Erinnerung und lange verhaltener Kuntz-
mer brachen aber bey der Tante hervor, um
dem Fieber zu Hilfe zu kommen, von dem
sie schon ergriffen war. In wenig Tagen
vollendete sie, und aus dem Munde der
Sterbenden hörte Marie, daß der Vater des
Bewundeten der Mann sey, der einst sie
verlassen, und dessen Bild auch unter dem
Schleier in ihr fortgelebt habe.

Ihr letztes Wort war die Bitte, den
Bewundeten als Bruder zu pflegen, ihn
nicht ganz hilflos zu lassen.

Eine Heilige war ihm Maria. Er sah
das Ideal einer Seele verkörpert; er wußte
daß sie ohne Worte sein war auf ewig.

Sie wußte noch nicht was er ihr war,
als die Geister den Bund schon auf ewig
geknüpft hatten. Sie war nun nicht mehr
allein, sie hatte einen Gefährten gefunden,

und Alles an ihr hatte den Ausdruck der Liebe angenommen.

Es schmerzte mich, ihr die Nothwendigkeit zu zeigen, daß sie das Kloster verlassen müsse. Sie antwortete mit einer Festigkeit, die ihr vorher ganz unbekannt war: »Nein:« Ich sprach von ihrem Vater, von seinem glühenden Stolze für sein Vaterland. Umsonst! Ich erinnerte endlich Marien, daß hier alles bald ein Opfer der Fieber werden würde, die fürchterlich um sich griffen. Da faßte sie tödtende Angst für den Genesenden, Alban erbleichte vor der Möglichkeit, leben zu müssen, und sie sterben zu sehen. Ich schlug Marien vor, sie auf eines der väterlichen Güter in Ungarn zu bringen, wo der Krieg nicht hinkommen werde. Alban bath mich, uns selbst begleiten zu dürfen. Ich sah daß nichts diese Seelen trennen würde, seine Begleitung brachte uns Sicherheit; was sollte ich es hindern?

Alban mußte seiner noch nicht geheilten Kopfwunden wegen Schritt vor Schritt an der Seite unsers Wagens reiten, und so

kamen wir nach mehreren Tagereisen endlich dahin wo keine Landsleute Albans mehr standen. Hier sollte, hier mußte dieser Marien und mich verlassen.

Tief in der Nacht schieden wir erst. Da überwältigte es Alban. Er umfasste die Knie Mariens und rief: »Dir danke ich mein Leben, es gehört dir ewig!« Sie nahm einen Ring den sie an goldener Kette am Hals trug, er war von ihrer Mutter. »Er gehört dir und meiner Treue, die hinausreicht über dieses Leben!« sprach sie. Aufgereizt vom Schmerz der Trennung, entflammt vom Glücke des Besizes, forderte Alban von mir Einsegnung, doch Marie sagte mit den gebrochenen Tönen der Liebe, des Schmerzes und des Entzückens: »Du bist mein vor Gott, vor Menschen empfängst du mich nur aus den Händen des Vaters, Gute Nacht!«

»Alban ist fort? rief Marie, als sie ihn früh nicht bey mir fand. Um deiner zu schonen trieb ich ihn fort, sagte ich »daran thatest du nicht wohl, mein ehrwürdiger Lehrer!« erwiederte sie nach einer langen Pause.

Im Strahle der Morgensonne wollte ich von ihm scheiden, ich aber bin von ihm gegangen in tiefer Finsterniß und mein letztes Wort war: gute Nacht! So sägen auch Sterbende im Scheiden. Er ging auf's Neue in die Schwerter der Unfreien und ich sagte ihm: gute Nacht! — Ich liebte ihn, ehe er mich sah, ehe ich es wußte; jetzt weiß ich es, und werde ihn lieben, wenn ich ihn auch nimmer wieder sehe. Das sage, das schreibe meinem Vater!« —

Kurz darauf kam ihr Vater. Ehrerbietig nahte sie sich ihm, doch muthig trug sie seinen Zorn, der fürchterlich über sie ausbrach, als er von mir hörte, sie liebe einen der Nation, die gekommen war, die seine zu unterjochen. Ich suchte ihn zu besänftigen, durch die Erzählung, wie es geschehen war, wie es nicht anders werden konnte. Er antwortete: »nichtswürdig ist der, welcher die Feinde des Vaterlandes liebt« —

Als ich den folgenden Morgen erwachte, fand ich nicht Marien, nicht ihren Vater, nur einen Brief von ihm, worin er mir schrieb:

»Mariens Liebe ist die Folge einer fantastischen Erziehung. Sie wird durch meine Anordnungen bald untergehen, verschwinden wird diese Liebe durch die Entbehrung ihres Erziehers, der diese Liebe billigte wie ein Thor und dessen Stelle ich verwalten werde mit Ernst — und wenn sie widerstrebt, mit Strenge. Bleiben Sie zur Aufsicht des Gutes, wo Sie sind; sein Ertrag gehört Ihnen; ich verlange nichts weiter von Ihnen, als daß Sie sich nicht mehr um Marien bekümmern.« —

Ich konnte nun nicht mehr retten, und weihte mein Leben dem Andenken an Marien und Saint Alban.

Dieser schrieb mir aus Italien, Portugal, Spanien, aus Frankreich je nachdem seine Pflicht ihn hier oder da festhielt. Seine Briefe athmeten nur Liebe für Marien. Ich konnte ihm nichts von ihr sagen, nichts senden, als einen Zettel, den ich am Morgen ihres Verschwindens in der Schublade ihres offenen Schreibpultes fand. Er enthielt die Worte:

Marie an Alfons.

»So eben befiehlt mir mein Vater, in
 »den Wagen zu steigen. Ich weiß nicht wo-
 »hin? nicht wenn ich Sie wieder sehe, ehr-
 »würdiger Freund! Wann und wo es aber
 »auch sey, sagen Sie Alban: Marie
 »halte die Treue auch über dem Grabe. Ich
 »segne Sie im Geiste, da es mir nicht er-
 »laubt ist, Ihre väterliche Hand nachmahlen
 »dankebar zu küssen.«

Die Briefe Albans wurden nun seltener,
 trauriger, düsterer, doch nie blieben sie ganz
 aus; Von Marien erhielt ich keine Sylbe.
 Späterhin erfuhr ich, daß ihr Vater mit ihr
 nach Italien gegangen war und nichts ge-
 spart habe sie zu erheitern und abzugiehen
 von Saint Alban. Als er aber sah, daß
 alle seine Versuche scheiterten, daß sie un-
 terwürfig blieb, aber treu; ruhig, aber dü-
 ster; da erklärte er ihr; daß er sie lieber
 todt sehen wolle in seinen Armen, als an
 der Brust eines Feindes. Sie fühlte und
 wußte nun, daß sie Alban nie besitzen werde,

sie sagte dieß selbst ihrem Vater, den sie fußfälligst, doch vergebens, angefleht hatte; sie sagte ihm aber auch dann in tonloser Verzweiflung, daß sie treu zu sterben wisse.

Nach einigen Jahren brach der Krieg von neuem los. Wir gehen nun, sprach Mariens Vater, auf unser Stammgut, wo die Sieger über Heere und Herzen uns nicht erreichen sollen. Maria antwortete nicht, sie reiste still zurück, wie sie den Hinweg gemacht hatte. Dennoch reißte der Vater ihre Resignation immer mehr.

Sie gingen nach Mähren, wo Niemand etwas fürchten zu dürfen glaubte. Vergebene Hoffnung! Bald betraten drey Kaiserheere diese Provinz. Saint Alban war jetzt Brigade-General im Heere der Sieger.

Er ward befehligt eine Refognoscirung möglichst weit vor zu bewirken. Als er so in der Nacht ritt, düster in Gedanken an Marien versunken, meldet der Vortrab, vor ihnen brenne ein Dorf.

Im stärksten Trab geht es vorwärts. Er selbst der erste, findet das Dorf unterwärts

nur brennen, aber stark von leichter Reiteren besetzt. Sie weicht seinem Ungestüm bis in das Schloß. Hier sieht er, wie die Abtheilung eines zügellosen Reiterhaufens einzudringen versucht, und eben ein ältlicher Mann unter den Streichen ihrer Säbel sinkt.

Vom Fenster herab hört er seinen Nahmen. Es ist Mariens Ruf des Schreckens und der Freude, die ihren Vater stürzen sieht, und ihren Geliebten kommen und kämpfen.

Schon ist er bis zum Leichnam des Vaters gedrungen und springt vom Pferde. Da hört er Trompeten. Es sind Uhlanen des Landes. Ihr Anführer erblickt den General fechtend neben dem todten Eigenthümer des Schloffes, hält Alban für dessen Mörder, die Feinde für Urheber des Brandes, und mit seiner Lanze streckt der Uhlanen-Offizier den edlen Alban zu Boden. Noch einmahl rafft dieser sich auf und stößt in der Kraft der Verzweiflung mit dem Schwerte jenen durch und durch. Beide fallen auf die Leiche von Mariens Vater. Das endet den Kampf.

Marie fliegt die Treppe herunter, ihren Retter zu empfangen, und findet ihn blutend. »Marie,« ruft er, »ich sterbe für dich, dir treu, bey dir!« Sie hebt ihn empor, und sieht ihres Vaters Leiche. »Er tödtete den Vater und mich,« Marie! röchelte der Uhlan neben ihr. Sie wendete sich und fängt den letzten Blick ihres sterbenden Bruders auf. — Sie rief mit hohler Stimme: »Ich höre dich Mutter, ich tödte Vater, Bruder und Gesiebten! —« Auch jenseits gehört dir meine Treue!« sprach's und sank leblos unter die Leichname. —

Eheherrliche Bitte.

Wenn Hauben, Hüte, dich beglücken,
 Ich gebe Geld dir gern' zum Kauf;
 Du magst dein Haupt mit Allem schmücken:
 Nur setze nie dein Köpfchen auf.



Marie.



Der Eremit.
Eine Ballade.

»Zeit', frommer Eremit, vom Thal
Mich durch die Einsamkeit,
Dahin, wo jenes Lichtes Strahl
Ein wirthlich Lager heut.«

»Verirrt und matt, hat mich so spät
Die Finsterniß erreicht,
Wo sich die Wildniß dem, der geht,
Stets zu verlängern däucht.«

»Trau' Sohn! fiel ihm der Klausner ein,
Trau' nicht der falschen Nacht:
Denn oft hat jenes Irrlichts Schein
Verderben schon gebracht.«

»Stets offen ist für den mein Thor,
Dem Noth und Mangel dräut.
Seh ich ihm auch nur wenig vor,
So geb' ich's doch erfreut.«

»Drum scheu' die Nacht und theil' getrost,
 Was meine Zelle beut,
 Ein Binsenslager, mäß'ge Kost,
 Und Ruh und Sicherheit.«

Sanft wie der Thau vom Himmel steigt,
 War alles was er sprach.
 Der Fremde, der sich dankbar neigt,
 Folgt ihm zur Zelle nach.

Ihr Halmendach, das niemand reißt,
 Bringt keinem Gut Gefahr.
 Das Pförtchen klinkend aufgespreißt
 Empfängt das frohe Paar.

Und jetzt, indes der Städter ruht
 Von seiner Sorgen Last,
 Bläst unser Wirth die kleine Gluth
 Und stärkt den düstern Gast.

Bald wird ein schwachhaft Pflanzenmahl
 Einladend aufgesetzt,
 Und durch Legenden ohne Zahl
 Die lange Weil' ergeht.

Doch fruchtlos war der Wirth bemüht;
 Den Gast erfreut kein Scherz:
 Denn Schwermuth drückte sein Gemüth
 In Thränen schmolz sein Schmerz.

Der gute Klausner forschet gelind,
 Von gleichem Leid gequält:
 »Woher der Gram, du Unglückskind!
 Den deine Brust verhehlt?«

»Aus bessern Wohnungen verbannt
 Hat dich das Glück verdrängt?
 Hat Freundschaft schmerzlich dich erkannt?
 Hat Liebe dich gekränkt?«

»Die Lust, die man im Glück erlebt,
 Ist bloßes Kinderspiel,
 Und der nach seinen Gaben strebt,
 Gewinnt gewiß nicht viel.«

»Was ist wohl Freundschaft, als ein Tand,
 Ein eitel Wiegenlied!
 Ein Schatten hinter Ruhm und Stand,
 Der vor dem Elend flieht!«

»Und was ist Lieb? ein leerer Ton,
 In einem Rausch durchschwärmt;
 Ein Strahl, der nur, der Erd' entflohn,
 Das Nest der Taube wärmt.«

»Drum mäß'ge Jüngling! deinen Gram,
 Wenn du geliebet hast.« — — —
 Doch, als er sprach, verrieth die Scham
 Den liebekranken Gast.«

Er sieht des Fremden Angesicht,
 Vom höhern Reiz umstrahlt,
 Der schnell es, wie das Morgenlicht
 Mit hohem Purpur mahlt.

Der Blicke Gluth, des Busen Streit
 Ergreift ihn wunderbar,
 Und bald stellt sich die schönste Maid
 Im jungen Gaste dar.

»Vergebung!« fällt sie zagend ein,
 »Daß es die Arme wagt,
 Den heil'gen Wohnsitz zu entweihn,
 Wo dir der Himmel tagt.«

»Dein Mitleid fehr' der Magd ſich zu,
 Die Liebe fliehen hieß,
 Die Ruh erfehnt, doch ſtatt der Ruh,
 Sich in Verzweiflung ſtieß.«

»Mein Vater war ein Mann im Staat,
 Der keinem Cröfus wich.
 Mir hielt er all ſein Gut zu Rath
 Er hatte ja nur mich.«

»Und zahllos nahte ſpät und früh
 Ein Freyer = Heer der Flur,
 Daß mir die höchſten Reize lieb,
 Und mich zu lieben ſchwur.«

»Den feilen Männerschwarm berückt
 Das reiche Heirathgut,
 Auch Edwin nahte ſich gebückt,
 Doch ſprach er nie von Gluth «

»Durch keinen Kleiderſtaat geehrt,
 Kein Amt und keinen Schatz:
 Doch Weiſheit war, und inn'rer Werth
 Für alles ihm Erſatz «

»Mein Wankelmuth war aufgelegt
 Zu jeder Flatterkunst.
 Indes mich sein Gefühl bewegt,
 Verhöht' ich seine Gunst.«

»Biß von Verachtung übermannt
 Er meinen Hochmuth mied,
 Und in ein fernes wüstes Land
 Entfloh, wo er verschied.«

»Mein Leben hat die Schuld bereut,
 Ich opfr' es ihm vergnügt.
 Ihn such' ich in der Einsamkeit
 Und falle, wo er liegt.«

»Mein Himmel!« ruft der fromme Mann,
 Mit losgebrochener Lust.
 Die Fremde staunt den Klausner an,
 Und sinkt an — Edwin's Brust.

»Sieh', Angelina! wie verwebt!
 Dein Edwin selbst ist hier,«
 »Dein längst verlorn' Edwin lebt
 Der Liebe noch und dir!«

»Beglückt, daß ich dich, Theurer! fand,
 Eh' dich der Gram zerstört',
 Jetzt nimmst du doch die treue Hand
 Und was mir angehört?«

»Wir scheiden, nein, wir scheiden nicht,
 Wir lieben ewig treu;
 Und wenn dein Herz einst seufzend bricht;
 Bricht Edwins auch entzwey.«

An die Freundschaft.

Süße Freundschaft! Glück der Seelen!
 O wie mancher Schönvermummte
 Leg mir dich so wahr, so täuschend,
 Daß ich armer Ostbetrogner
 Schon vor deinem Nahmen zittre.
 Dennoch wer kann leben, Freundschaft,
 Ohne dich, und wer sich freuen?
 Ach, mein Herz nicht. — Statt des falschen
 Gib doch einen wahren Freund mir!
 Hart ist's, Undankbare lieben,
 Aber nicht zu lieben, härter!

G u t e R e i m e.

F ö r s t e r.

Herr Müller, könnt Ihr auch wohl gute
Reime machen?

M ü l l e r.

Warum denn nicht? Ich darf ja nur zum
Beispiel sagen:

Ihr seyd ein braver Mann, das sprech' ich
unverhohlen;

Ihr habt dem gnäd'gen Herrn schon manchen
Baum — gezogen.

F ö r s t e r.

Nun hört auch mich: Wo bleibt die brüder-
liche Liebe?

Die ganze Welt ist heut zu Tage voller —
Müller.

Die Träume.

I.

Das Testament.

Es träumte Doctor Medardus, daß er in der abgeschmackten Tracht eines alten Phislisters in einem Spiegelzimmer auf und ab spazierte. Ich trug, — so erzählte er seinem allezeit höflichen Freunde, dem Apotheker Skrupel — eine runde schwarze Perrücke, einen platt gedrückten Hut, mit drey langen, spitzigen Schnäbeln, und einen altväterischen braunen Rock mit bretsteifen Schößen, und indem ich ganz zerknirscht mich so besah, kam mein Weib Lucinde von hinten, stieß mir den Hut vom Kopfe, und ich — erwachte.

In der Frühe des anderen Tages erhielt ich von dem Stadtmagistrate eine Einladung, mich sogleich auf's Rathhaus zu verfügen. Ich that's, und das erste, was mir auf der

Rathsstube sogleich in die Augen fiel, war ein Kleiderstock mit einer runden schwarzen Perrücke, einem dreyzackigen Hute und einem breiten braunen Rocke. Ich hatte mich von meinem Erstaunen noch nicht erhohlet, als mir der Bürgermeister eröffnete: mein Oheim, Balthasar Medardus, in Amsterdam sey verstorben, und habe mich in seinem Testamente mit 6000 Stück Dukaten mit der Bedingniß, bedacht, daß ich nämlich die im Rathszimmer aufgestellte Perrücke und den Hut stehenden Fußes aufsetzen, das braune Spißbürgerkleid anziehen, und mich durch einen Eid verbindlich machen sollte, diese Tracht mein Leben lang, als einen Harnisch gegen meine bisherige Steltheit und Modesucht zu tragen; wäre mir aber — so stand es im Testamente — diese Clausel zu befolgen nicht beliebig: so falle dieses Legat einer frommen Stiftung anheim.

Stellen Sie sich nun vor, mein Herr Skrupel, wie ich nun zwischen Thür und Angel stand. Ich, damals 25 Jahre alt, ein ziemlicher Bierling und Götzendiener der

Mode und Besizer einer jungen Frau, konnte nun nicht umhin, mir wenigstens einige Stunden Bedenkzeit auszubitten, um mich nicht mit der Mode, nur mit meiner Frau darüber zu berathschlagen. Der grausame Bürgermeister aber schlug es mir ab, indem er allerhand dummes Zeug von Pantoffel et caetera vorschwakte, und ich war von dem Sirenton der bereit liegenden Dukaten bezaubert und — entschloß mich zur Erfüllung dieser Klausel. Ich ward nun alsobald in diesen Philister hineingesteckt und fuhr nach Hause.

II.

Nun, und die Gattin? —

fragte Skrupel — Ja, nun denken Sie sich, mein lieber Skrupel, was das zu Hause für Lärmen gab! Man wollte mich gar nicht mehr erkennen, man — ja, da müßte ich Ihnen ein Buch voll erzählen, wollte ich Ihnen ganz meinen Empfang beschreiben. Transeat! Nur als ich die Dukaten aufschüttelte, fing sie an, meinen Entschluß gar zu loben

und äußerte die Hoffnung, daß die warme Perrücke vielleicht meinen häufigen Klagen über Kopfschmerz abhelfen würde.

Ich stuzte freilich, daß das Ding so kam, war aber dennoch froh. Auch die ganze Stadt gewöhnte sich an meinen Anzug, sobald man von meinen Ducaten hörte, und ich bemerkte sogar, daß man mir vorher nie so tiefe Bücklinge gemacht hatte.

Lucinde herrschte nun mit listiger Anmuth und ich muß Ihnen sagen, es war mir nicht möglich mich ihrem Herrscherthum zu entziehen.

So vergingen drey Jahre und mit ihnen die Hälfte meiner Erbschaft; ich hatte volle Ursache es zu bereuen, daß ich Lucinden — ich lernte sie als Schauspielerin kennen — abgehalten hatte, ihrem Berufe zu folgen. Meine Frau hatte ein Kammermädchen bey sich, welches ein wunderschönes, blondes, sechzehnjähriges Mädchen war. Sie erkannte mein trauriges Leben, ich schätzte ihre Vorzüge, und wir hielten uns beyde recht lieb und werth. Aber da mußte es sich

einmahl fügen, daß ich Röschen eben im Schreiben unterrichtete, und wir uns mit dem Munde zu nahe kamen, uns daher küßten, und meine Frau gerade dazu kam. Sie stürzte auf mich los, wollte mich zerfleischen, schlug Röschen und jagte sie aus dem Hause. Das war nun zu viel! Ich gebrauchte nun mein lang zurückgeschicktes, eheherrliches Ansehen, trat aus meiner allezeit gepriesenen Gelassenheit in eine unbegränzte Wuth über — aber Lucinde, die mir schon lange aus dem Herzen entwich, entfloh nun aus meinen Augen. Sie ging fort, und kam nie wieder. Nach der Hand erfuhr ich, daß ein Herr Baron sie begleitet habe, mehr aber konnte ich nie erfahren. Sie machte mir aber auch die Freude, daß sie der gerichtlichen Vorladung auch kein Gehör gab. So ward sie für erschollen erklärt und förmlich von mir geschieden. Aber auch Röschen kam nie wieder, und ich habe bis den heutigen Tag nichts weiter von ihr gehört.

III.

Wieder ein Traum.

Ich verließ hierauf — fuhr Medardus fort — den mir verhasst gewordenen Schauplatz jener ärgerlichen Auftritte und machte den Sprung hieher nach Memel, wo ich bereits 20 Jahre als Eheverächter und Weiberfeind lebe; nur Röschens Bild blieb mir theuer und werth und umschwebt mich noch inuner. Außer dem Umgange mit meinem geliebten Schatten — denn Röschen ist sicher schon todt — glaube ich meine Rechnung mit dem schönen Geschlechte abgeschlossen zu haben. Doch ein Traum, den ich am heutigen Morgen in meiner Geburtsstunde hatte, weis sagt mir, daß es noch in meinen alten Tagen einigen Anspruch an mich zu machen gesonnen sey. Des Traumgottes Zauberstab hat das Eis des Weiberhasses in meinem Herzen geschmolzen, und ich sehne mich wirklich nach einem so schönen, freundlichen, guten Kinde, wie weiland Röschen, das mir die bitterbösen Stunden meiner ersten Ehe zärtlich vergüten möchte. Hören Sie jetzt meinen Traum! Da-

rum habe ich zu bitten, sagte Skrupel, und Modardus begann wie folgt.

Ich befand mich in Arkadien, ich selbst war in einen arkadischen Hirten verwandelt. Stellen Sie sich, Freund Skrupel, den spazigen Seladon vor! Ich breiter, wohlbeleibter Mann saß, mit Stuhlperrücke, dreyzackigem Hute und altväterischem Rocke im kühlen Schatten eines Baumes, hatte einen bunten Schäferstab im Arme, und spielte, von schneeweißen Lämmlein umgeben, auf der Hirtenflöte! Es mußte die Tonkunst vom Himmel gefallen seyn, denn ungeachtet ich zeitlebens keine andere als die Tabackspfeife an den Mund setzte, blies ich so herrlich die Flöte, daß meine Lämmlein der süßen Weide vergaßen, und mich mit Verwunderung ansahen, Phylar, der treue Wächter freudig an mir heraussprang, Schaaren von Vögeln von allen Seiten herbegeflogen kamen, und sogar der Wind plötzlich stille ward und mir zuhörte. Doch — das war nicht genug. Auch ein Engel kam herbey. Ja, ein Engel war es, der in Gestalt einer jungen, bildschönen

Hirtin aus dem nahen Rosengebüsche zu mir trat, und mir freundlich zunickte. Ich sprang auf und machte der himmlischen Erscheinung, die ganz meinem Köschen gleich, eine tiefe Verbeugung. Lächelnd über meine unarkadischen Complimente winkte sie mir, mich wieder zu sehen und fort zu flöten. Sie setzte sich an meine Seite, legte die alabasterne Hand auf meine Schulter, und ich spielte so süß, so rührend, daß ihr die Augen übergingen. Da entbrannte mein Herz vor Liebe und mit anständigen Worten gestand ich es ihr. Erröthend schlug sie die Augen nieder, drückte mir leise die Hand und lispelte zephyrähnlich: »Ich bin dein. — Wir finden uns wieder.« Und indem sie das sagte, verschwand sie, und ich — erwachte.

IV.

E s w i r d E r n s t.

»Ein anmuthiges Träumchen!« rief Skrupel. Aber das Ende vom Lied, das plötzliche Verschwinden will mir nicht gefallen. Hätte die schöne Schäferin nur wenige



Die Träume.

Leop. Beyer f.



ste
D
D
un
da
ch
de
de
ei
u
w
h
d
d
2
2
o
e
2
i

stens ihre Adresse zurückgelassen! Der Herr Doctor können doch nicht wie weiland Don Quixote ihretwegen die Welt durchziehen, und was würde auch herauskommen?

Ich glaube fest, erwiederte der Doctor, daß mein schönes Traumbild sich verwirklichen könne; darum will ich es auch im Reiche der Wirklichkeit aufsuchen, ohne mich vor der Hand vom Stuhle zu bewegen.

Der höfliche Apotheker erkühnte sich nicht, eine weitere Frage zu thun, und ging mit unbefriedigter Neugierde nach Hause.

Kaum war der Doctor allein, so entwarf er folgenden Aufsatz:

»Ein rechtlicher, sein gutes Auskommen habender Mann, hatte in den Morgenstunden des ersten Aprils einen Bonnetraum, der ihm ein ganz unbekanntes Wesen als Braut zuführte. Er wendet sich deshalb an Deutschlands schöne Töchter mit der Frage: ob vielleicht einer von ihnen zu gleicher Zeit etwas Ähnliches träumte? — Ist das der Fall, so ward dadurch offenbar eine Ehe im Himmel geschlossen, und der Bräutigam:

fliegt in die Arme seiner Braut, sobald sie ihren Namen und Wohnort unter der Aufschrift: D. M. v. M. an die Expedition des allgemeinen Anzeigers versiegelt einsendet.«

Diese Aufforderung ward in dem bezmeldten Anzeiger abgedruckt, und nach vier Wochen erhielt Medardus ein Briefchen mit D. M. v. M. bezeichnet. Hastig riß er es auf, und fand darin eine Karte und darauf die zwey Worte: F a n n y — H e i d e l b e r g, und auf der Rückseite die Anzeige der Gasse, des Hauses und Stockwerkes. Nun war der Himmel voll Geigen, welche nur dadurch etwas verstimmt wurden, daß Heidelberg von Nemei 184 $\frac{1}{2}$ Meile entfernt ist. »Alle Wetter! brummte er, und lud den Apotheker Skrupel zum Reisegesellschafter ein, welcher, weil er eben Verwandte in Frankfurt am Main hatte, es für eine entsehliche Ehre hielt, mit einem so gelehrten Manne zu reisen. Es ward beschloffen, diese Reise mit einem eigenen Fuhrwerke zu machen, und Paul, vormahls Dragoner, nun des Doctors Haushofmeister, Bedienter und Koch

musste die Anschaffung besorgen, und erhielt sogleich die Bestallung als Kutscher.

V.

Die große Fahrt

Begann nun in der Mitte des Maimondes. Medardus, der seit langer Zeit bequem und unbehilflich geworden war, befand sich in dem engen Gehäuse ohne Federn und Riemen sehr schlecht. Grimmig verzog er bey jedem Stosse sein Gesicht und brummte und betheuerte, daß er gern zurückkehren möchte, wenn er nicht dieses Märtyrerthum eines Engels wegen erduldet. Um desto mehr janzte aber Skrupel mit ihm; er hob ihn in den Wagen hinein und heraus, drückte sich in seine Ecke, damit nur der breite Nachbar mehr Raum hätte. Doch Medardus ächzte und frächzte immer fort und seufzte bey schlechtem Bier und schlechten Speisen und hartem Lager: »o Fanny, Fanny! was leid ich für dich!« —

In Berlin, wo er einen Universitätsfreund besuchen wollte, hatte er wegen sei-

ner auffallenden Tracht von der berüchtigten Berliner Straßenjugend vieles zu leiden, und wieder war das Ende vom Lied: »O Fanny! was leid' ich für dich!«

In einem Städtchen hinter Potsdam wurde er, ich weiß nicht wie es kam — für den Bauernpropheten Johann Adam Müller ausgeschrien. Kaum traten sie in den Gasthof, als selber plötzlich von einer Menge Menschen umgeben ward, die unseren Doctor dringend fragten: ob bald wieder Krieg werden würde? — Was weiß ich's? »schnurrte er sie an, und wollte in sein Zimmer gehen; aber die Neugierigen umschlossen ihn enger, und bathen ihn, indem sie ihm die flachen Hände vor's Gesicht hielten, ihnen daraus wahrzusagen.« Zum Teufel, ich bin ja kein Zigeuner, rief er, und setzte sich mit solcher Gewalt in Freiheit, daß einige Mütterchen dabey zu Boden fielen. Darüber gerieth das Volk in Aufruhr. »Grober Bauer« schimpften sie, und Erdschollen und Steine verschiedener Gattung und Größe flogen ihm nach. »Ist das Volk hier närrisch?« sagte der

Doctor, als er in der Stube eine Freystätte gewonnen hatte. »Warum will es uns denn steinigen?«

Boshaft lächelnd sagte der Wirth, indem er das Abendessen auftrug: Vor einigen Stunden war ein Reisender hier, der Sie als den Propheten Müller anmeldete. »Das verdross unseren Doctor gar höchlich und er seufzte wieder: O Fanny! was leid' ich für dich!«

VI.

Die lateinische Reiterey.

Der franke Wagen ward nun von allen herbeigelaufenen Wagenärzten für unheilbar erklärt, und um einen billigen Preis war kein gesunder zu haben. Da sagte Paul, bisheriger Rutscher: »Wer wird so viel Geld für einen Kasten hinwerfen, der uns morgen vielleicht wieder unter dem Loibe zerbricht. Ich schaffe für die Hälfte ein drittes Pferd, nebst den nöthigen Sätteln, und so reiten wir gemächlich die 30 oder 40 Meilen, die noch vor uns liegen. Gesagt, ge-

than! und mit ritterlichem Muthe bestiegen sie am nächsten Morgen ihre Pferdchen. Der Apotheker, dem kein Liebchen entgegen sah, fletterte verdrießlich, doch mit einer heiteren Maske, in den Sattel. Anfangs ritten sie ganz stumm nebeneinander her; denn sie schienen zu fürchten, daß sie durch Sprechen aus dem Gleichgewichte kommen möchten. Als sie aber sahen, daß sie leidlich fortkamen, ließen sie der Zunge freien Lauf. Nicht minder genossen sie einige Verehrung von den ihnen begegnenden Landleuten, die den ernsthaften Medardus für einen berühmten Wurm-Doctor, und den freundlichen Apotheker — der einen Rock von gelbem Nanfin und eine rothe Mütze trug — für seinen künftigen Diener ansahen, und sich freuten, sie beim nächsten Jahrmarkte auf einer Bühne zu sehen.

Am folgenden Tage erblickten sie auf einem Felde neben der Heerstraße eine zum Exerciren ausgerückte Reiterschaar. Sie freuten sich weniger darüber als ihre Klepper, die als bald die Köpfe erhoben, die Ohren

spitzten und ihre ehemaligen Kriegskamerasden wiehernd begrüßten. Und plötzlich fuhr der Satan in die Kofse der lateinischen Reiter; unaufhaltsam gingen sie durch, setzten über den Graben und stürzten den Exercirenden nach. Ohne Hut, ohne Perrücke und ohne Müze, muth- und bügellos, Gott und den Sattelknöpfen empfohlen, folgten unsere Ritter, vorwärts liegend und gespreizt wie Kröten, dem Sturmfluge der Reiterenach, bis »Halt!« gerufen ward. Die beyden tollköpfigen Renner schlossen sich nun, als ob sie dazu gehörten, an den linken Flügel des Regimentes. Der nächste Offizier bemerkte den possierlichen Zuwachs, und sagte lachend: »Sieh da, ein Paar Freiwillige!«

»Ja, wenn sie unsere Pferde meinen, da haben Sie Recht!« murmelte Medardus.

Jetzt kam Paul, mit den verlornen Kopfdeckeln, keuchend zu Fuß, weil ihm sein dummes Bauernpferd den zugemutheten Rittersprung über den Graben hartnäckig verweigert hatte. »O du Unglücksmensch!« rief

der Doctor, »versuchs nur noch einmal, mich zum Reiten zu beschwäzen.«

Paul schob sich nun rasch zwischen die beiden vierfüßigen Sünder, faßte sie an den Säumen und zerrte sie wieder nach der Straße hin; aber Medardus stöhnte leise: »O Fanny! was leid' ich für dich!«

Sie wanderten nun zu Fuße fort, Paul mit den Pferden nach, und im nächsten Städtchen dort wurden sie verhandelt, die Post genommen, und weiter gezogen. In den Morgenstunden des folgenden Tages kamen sie in Heidelberg an, und traten im Badenschen Hofe ab.

VII.

Die falsche Fanny.

»Gott sey Dank!« rief Medardus, »da sehe ich denn endlich an der Himmelsthür, wo mir der Verlust eines geliebten Mädchens, die Foltern einer unglücklichen Ehe, und die Drangsale einer langen, mühseligen Reise vergütet werden sollen.«

»Ich wünsche von Herzen, daß es geschehe:« sprach der Apotheker.«

»Der Traumgott ist mein alter Freund,« erwiderte der Doctor, »er hat mich noch nie getäuscht. Rüksten sie sich also, wenn ich bitten darf, zur Gesandschaft an Fanny.«

Der Apotheker zog nun hurtig sein Schmetterlingsgewand aus, und bekleidete sich mit einem schwarzen Rocke. Unterdessen schrieb der Doctor mit möglichster Zierlichkeit auf eine Karte: »D. M. v. M. meldet seine Ankunft, und bittet um Bestimmung der Stunde, wann er der schönen Fanny aufwarten darf.« Um der Gesandschaft mehr Glanz zu geben, fuhr nun der Apotheker mit der Karte in einem Niethwagen aus. Er klopfte an die rechte Thür, sie ward ihm aufgethan. Er fragte die herbengewackelte alte, dicke Dame, ob er das Vergnügen haben könne, Fräulein Fanny zu sprechen? — Die Dame entgegnete, ob sie vielleicht das Vergnügen habe, den längst von Fanny erwarteten Herrn D. M. v. M. vor sich zu sehen? — Der Gesandte erwiderte, daß er

es nicht selbst sey, aber von ihm komme. Die Alte zog ihm die Anmeldekarte hastig aus der Hand, las sie und sagte: »der Engel wohnt nicht hier; aber mein Mädchen soll schnell hinlaufen und Antwort zurück bringen. Nehmen sie indeß Platz.«

Das Mädchen schoß fort, und unser Gesandte befand sich mit der Alten allein. Sie wollte ihn nun über den Herrn D. M. v. M. hinter dem sie einen tüchtigen Edelmann vermuthete — scharf in's Verhör nehmen, aber der ehrliche Apotheker, der sich der Ordre des Herrn Doctors zu Folge, über ihn nicht auslassen durfte — verschanzte sich hinter einer Nothlüge und gab vor: Er sey erst in Frankfurt am Mayn in des Herrn D. M. v. M. Dienste getreten, ihm sey daher nicht einmahl dessen Name, geschweige die Zahl und Lage seiner Güter bekannt. Damit mußte sich die fragselige Matrone abspeisen lassen.

Nun kam das Mädchen mit der Antwort zurück; Fanny sey über des Herrn v. M. glückliche Ankunft höchst erfreut und erwarte Nachmittags um 5 Uhr seinen Besuch in ih-

rem Garten vor dem Mannheimer-Thore. Skrupel ließ sich den Weg dahin genau bezeichnen, warf sich wieder in den Wagen und erstattete sonach seinen Gesandtschaftsbericht.

»Sehen Sie, wie alles eintrifft,« jubelte Medardus. »Der Garten, wo mich Fanny empfangen will, ist die arkadische Landschaft, die ich in Traume sah. O Apotheke, was bin ich für ein glücklicher Mann!« —

Gegen fünf Uhr ging er mit Skrupel nach Fannys Garten. »Spazieren Sie ein Weilchen hier herum,« sagte er vor der Thüre, »ich werde Sie, wenn die ersten Begrüßungen vorüber sind, hineinrufen.« Nun trat er mit zierlichem Anstand in den Garten, zween Frauenzimmer traten ihm aus einer Laube entgegen, er hatte aber kaum zehn Schritte gethan, als eine derselben mit einem lauten Schrey der anderen in die Arme fiel. Er eilte hinzu, und wollte helfen — aber mit Entsetzen fuhr er zurück, denn die Ohnmächtige war — Lucinde.

»Wie?« rief er wild, »soll dies etwa

Fanny seyn? — die so alte, jugendlich — gemachte Buhlerin wollte das Himmelsmädchen vorstellen, das ich im Traume sah? — Welch dummer Versuch, einen ehrlichen Mann zu betrügen!«

Indessen war es der dicken Dame gelungen, die verstellte Ohnmächtige in die Laube zu schleppen. Als sie ihrer Würde los war, so trat sie mit eingestemmtten Armen vor den Doctor und sagte heftig: Schweigen sie von Betrug, mein Herr, und greifen Sie in ihren eigenen Busen! Ich ahne wer Sie sind. — Aber nach Ihnen hat meine Freundin gar nicht geangelt. Ihr träumte vor einigen Monaten, daß sie mit einem schönen jungen Edelmann den Bund der Liebe schliesse. Waren es nicht Sie, mein alter Herr, der uns täuschte, indem Sie sich anmaßten, sich durch die Buchstaben D. M. v. M. ein adeliges Ansehen zu geben?

Das lügt der Teufel aus Ihnen! fuhr er auf. »D. M. v. M. heißt Doctor Medardus von Memel, und das ist mein Name und Wohnort.« Er lachte nun grimmig und

belegte die beyden Damen mit so empfindlichen Nahmen, daß die dicke Dame wie ein Tiger auf ihn lossprang und mit allen zehn Fingern ihm nach den Augen fuhr. Er aber zog sich mit vorgehaltenem Stocke zurück, sie verfolgte ihn bis an die Gartenthür, er sprang hinaus, und sie warf die Thür hinter ihm zu.

»Himmel!« was begab sich? fragte der Apotheker. »Warum wurden Sie aus Arcadien vertrieben?«

»Ein schönes Arcadien! — Ich reise zweyhundert Meilen, um hier unter dem Nahmen Fanny die schändliche Lucinde zu finden.«

»Nicht doch!« stöhnte Ekrupel —

»Ja doch!« erwiederte Medardus, und sie gingen düster und schweigend fort.

VIII.

Des Traumes Ausgang.

Sie waren nicht weit vom Thore, als zwey junge Frauenzimmer bey ihnen flüchtig vorbeÿ huschten. »Gott! mein Traumbild!« schrie Medardus und eilte ihnen nach. Er hohlte sie ein, grüßte sie, und bath das

schönste der beiden Mädchen, das ganz das Abbild des arkadischen Engels war, um Gestattung eines Besuches, wobey er höchst wichtige Sachen vorzubringen hätte. Die Schöne erschrock, sah ihn mit großen Augen an, ergriff ihre Freundin und floh. Er dadurch nicht abgeschreckt trabte frisch neben ihr her, stürmte mit den fliehenden Mädchen in's Haus hinein, die Treppe hinauf und in's Zimmer.

»Mutter, Hilfe, Hilfe!« schrie die Besfolgte. Eine junge, wohlgebildete Frau, der man kaum ein Alter von 30 Jahren ansah, kam ihr entgegen. Sie erhob bey dem Anblicke des braunen Mannes mit Erstaunen beyde Hände empor, und rief mit bebender Stimme:

»Ist's möglich? — Seh ich recht? — Doctor Medardus! —«

Er starrte sie einen Augenblick an, und schrie auf: »Röschen! — Röschen! —«

»Ja, ich bin's!« sagte sie weichmüthig und er drückte sie mit stürmischer Freude an die Brust.

Als die Herzen ruhiger geworden waren,

Begegneten sich von beyden Seiten Fragen auf Fragen nach den erlebten Schicksalen seit der Trennung in Leipzig. Medardus bequemte sich ihre Neugierde zuerst zu befriedigen, rief aber vorher seinen abhanden gekommenen Gesandten herauf, der an dem Hausthore schilderte. »Hier herein, mein wackerer Kumpan« rief er, »hier ist Arcadien!«

Nachdem nun Skrupel seine überflüssigen Komplimente gemacht hatte, erzählte nun Medardus alle seine drolligen Abenteuer und machte seiner Freundin ein herrliches Lachfest.

Er fragte, ob sie von Lucindens bisherigem Lebenslaufe unterrichtet sey?

»Nur Stückwerk weiß ich davon« antwortete sie. »Der Baron, ihr Begleiter, verließ sie nach einigen Jahren; sie hatte sonach verschiedene flüchtige Verbindungen mit Andern, war auch lange Zeit Schauspielerin, und hat vermuthlich Ihren Aufruf benützen und einen neuen Verehrer, wenigstens Ernährer erobern wollen. Mich wundert aber

nur, daß sie ihre Schrift auf der Anmeldungskarte nicht flüchtig gemacht hat.«

»Meine Hand hat sich seit zwanzig Jahren ganz verändert, antwortete Medardus. — Nun bitte ich, liebe Freundin, um Ihre eigene Geschichte.«

»Die Hauptbegebenheiten derselben kann ich mit wenigen Worten umfassen;« sagte Köschen. »Ich kam zu einer Frau von W i e s d e n, die sich damals in Leipzig befand, und bald darauf nach Frankfurt am Main zurückreiste. Diese Frau behandelte mich sehr gütig, und nahm mich als eine arme Waise an und auf. Nach einiger Zeit bewarb sich Emerich, ein braver junger Mann, um meine Gunst, und ward nach Überwindung mancher Hindernisse mein Gatte. Wir bezogen sein, vier Meilen von hier liegendes Landgut und lebten häuslich froh. Die Geburt meiner Emma, die vorher ihr Leitstern in dieses Zimmer war, erhöhte unser Glück. Aber es dauerte leider nur zwey Jahre, dann ward ich Witwe.«

»Witwe?« rief der Doctor schnell, und

setzte ganz langsam hinzu: »Haben sich aber wohl wieder verheirathet?«

»Nein!« antwortete sie.

»Bravo!« rief er schnell, und ward darüber blutroth.

Sie stellte sich als hätte sie nichts bemerkt. »Es ist ein sehr glücklicher Zufall, daß ich gerade jetzt einen Ausflug in diese Stadt machte« sagte sie, »sonst hätten wir uns wohl in dieser Welt nicht mehr gefunden.«

»Gelobt sey das glückliche Schicksal, das meinen liebsten Wunsch erfüllte!« sagte Mersedardus.

Man ging zum Nachttische und der Apotheker sprach mit Andacht dem köstlichen Rheinwein zu.

»Nicht wahr, mein Freund, sagte Mersedardus« hier ist ein anderes Leben als in Memel?«

»Ach!« entgegnete Skrupel, Sie werden gewiß dahin nicht mehr zurückkehren!

»Ha! ein neuer Prophet!« sagte der Doctor.

Die junge Witwe errieth wohl die Bes

deutung dieser dunklen Worte, sah aber schweigend auf ihren Teller.

Des Doctors Loos war nach aufgehobener Tafel noch unentschieden, als er sich mit seinem Gefährten in den Gasthof begab.

Am folgenden Morgen ging er allein zu Röschen und kam nach einigen Stunden jubelnd zurück: »Skrupel, Sie sind ein wackerer Prophet!« rief er aus. »Ich gehe nicht wieder nach Memel. — Die alte Liebe hat nicht gerostet; Röschen wird meine Frau. — Sie ist freylich um zwanzig Jahre älter geworden, aber sie gefällt mir noch wie damals und schickt sich auch fein für meine Jahre.

Sehen Sie, Freund, so hat mich mein Traum nicht betrogen. Ich bin nun mehr als jemals ein gläubiger Träumer und schußfest gegen allen Spott; denn die jetzige Welt, die selbst so viel von übersinnlichen Dingen träumt, wird mich mehr loben als tadeln.

Der Amtmann und sein Esel.

Der Jäger und Klärchen, das traute
Paar,

Sie standen beisammen im Dunkel,
Der Mond nur Zeuge von Küßen war,
Bläß schimmernd im Sternengefunkel.

Da fuhr aus dem Haus

Der Amtmann heraus:

»Ha find ich dich saubere Nichte!
Verdammt sey die Liebesgeschichte!«

Er stieß sie ins Haus, und den Jäger
zurück:

»Wag's nicht mehr dich förder zu nahen!
Versuche du Gock, wo anders dein Glück,
Ein zärtliches Täubchen zu fahen.

Doch hier wird die Jagd,
 Dir scharf untersagt;
 Und sollte dies Bannwort nicht gelten,
 Wird' ich dann ex officio dich schelten.« —

Der Weidmann ging schweigend hinweg
 und schrieb

Ein höfliches Briefchen dem G'strengen:
 »Ich habe Klärchen von Herzen lieb;
 O gib mir's, sonst muß ich mich hängen!
 Mein Dienstchen ist gut,
 Und freudiger Muth
 Wird über die Dornen im Leben
 Mit kräftigen Armen mich heben.«

Franz bath um Fürsprach nach Standes-
 gebühr,

Des Dorfs hochansehnliche Männer,
 Den Schulzen, den Schulmeister, den Barbier,
 Den Brauer, den Geisterbrenner.
 Die ehrsamern Herrn
 Vermittelten gern;
 Nicht ließ sich der Amtmann bewegen
 Sich freundlich zum Ziele zu legen.

Einst wandelte Franz mit beklommener
Brust,

Unweit des Dorfes im Haine,
Und Klärchen's Ohm ritt eben zur Lust
Dahin an des Waldes Raine.
Sein Klepper war
Ein Esel zwar,
Doch traun, an Hochstolz im Gange,
Ein Esel vom ersten Range.

Nur macht ihm der Hute höflicher Schwung,
Stets einen schüchternen Schauer:
So that er auch jetzt den gewöhnlichen
Sprung

Vor einem grüßenden Bauer,
»Schon gut! schon gut!
Auf den Kopf den Hut!«
Rief ängstlich der schwankende Reiter,
Und still zog der Bauersmann weiter.

Drauf jener mit lächelndem Angesicht
Begann zum Grauen zu sagen:
»Du närrischer Kauz, warum lernst du nicht
Das Complimentiren vertragen?

Mir ist doch im Land
 Mancher Esel bekannt,
 Vor dem kann kein Hut und kein Rücken
 Sich tief genug senken und bücken. « —

Das alles belauscht und behorchte
 Franz,
 Und dachte: Nun hab' ich dich Laffe!
 Noch heute bereit' ich dir einen Tanz,
 Damit ich mir Rache verschaffe. —
 Drauf eilt er vom Hain
 In's Dörfchen hinein,
 Um dort an des Amtmanns Garten
 Auf seine Rückkunft zu warten.

Bald kam er getrabt, und mit schelmis-
 cher Hast
 Entblößte Franz seine Locken.
 Der Esel, wie immer, darauf nicht ge-
 fast,
 Ring an auf die Seite zu bocken.

»Schon gut! schon gut!
 Auf den Kopf den Hut!«
 Rief ängstlich der schwankende Reiter
 Und wollte mit Ungeduld weiter.

Der junge Gesell vertrat ihm die Flucht,
 Und sprach mit dem Hut auf den Rücken:
 »Unsehnlicher Herr! ich hab euch ersucht
 Mit Klärchen mich zu beglücken;
 Ihr aber mir Feind,
 Habt die Bitte verneint:
 O gebt uns mit holdem Munde,
 Vergunst zum heiligen Bunde!«

»Ha! was umstellst du mich hier, wie
 ein Wild?«

Versetzte der zitternde Ritter,
 »Das Wort, das ich einmal gesprochen, das
 gilt,
 Es schmecke nun süß oder bitter;
 Mach' Platz, mach' Platz!
 Und schnäbelt dein Schatz
 Mit dir sich noch ferner im Dunkel:
 So küß er im Spinnhaus die Kunkel!« —

Franz rückte gemachsam den Hut hervor,
 Und schwingt ihn mit Bitten und Flehen,
 Rückprallend drehte, gespißt das Ohr,
 Der Esel, ein Männchen zu stehen.
 »Weg, Teufelsbrut!

Schrie der Mann voll Wuth:
 »Hinweg, hinweg mit dem Filze!
 Mein Leben geht sonst in die Pilze.«

Er stieß in die Flanken das alberne Thier,
 Um es vom Plage zu bringen;
 Doch Franz war geschäftig, bald dort, und
 bald hier

Den schwarzen Fächer zu schwingen.
 Aufseits so geneckt,
 Vom Heimweg verschreckt,
 Ward Grauchen toller und toller,
 Und sprang, als hätt' es den Koller.

»Herr Gott! schrie der Amtmann mit
 fläglichem Ton,
 »Der Unhold raubt mir das Leben!
 Halt ein! halt ein! mein geliebter Sohn!
 Ich will ja das Mädchen dir geben. —



Leop. Beyer f.

Der Amtmann und sein Esel.



Es lauschte nah,
 Und husch! war es da,
 Als käm' es, von Mitleid bewogen,
 Dem Oheim zu Hilfe gestogen.

»Hei!« rief er, »da stellt sich die Braut
 schon dar!

O Himmel! was könnt ich danken!
 Doch werdet in Guckucks Namen ein Paar,
 Und hab't einem Esel zu danken!
 Wie gram bin ich ihm
 Dem Ungethüm!
 Nehmt, daß es nicht weiter mich kränke,
 Nehmt's hin zum Hochzeitgeschenke!«

H i l d e g u n d e.

Im dreizehnten Jahrhunderte lebte Wolfram v. Ortenberg, der viele Kinder hatte, allein sie starben alle im zarten Alter, bis auf einen Sohn, der Benfried hieß. Der Vater erzog ihn im ritterlichen Geiste jener Zeit, und Benfried's Jugend entfaltete sich in reichen, herrlichen Blüten. Nachdem er das zwanzigste Jahr zurückgelegt hatte, und wehrhaft gemacht war, führte ihn der Vater eines Tages in die Burgkapelle, wo die Grabmäher der alten Ritter von Ortenberg mit ihren Bildnissen standen, und sagte zu dem Jüngling: Hier unter den Todten will ich dich weihen für das Leben! Werde wie deine Väter waren. Der Ruhm der Väter muß von den Söhnen neu gewonnen werden, oder er ist eitles Gepränge. Darum, mein

Sohn, zieh' jetzt in die Welt hinaus, und brauche deinen Arm, wo es gilt, und kehre zurück mit einem Nahmen, den du dir zum Eigenthum gemacht hast, und findest du eine Jungfrau, die adelich ist von Abkunft und Gemüth, und verständlich und häuslich: so führe sie mir als Tochter zu; denn du bist der letzte unseres Stammes.

Mit diesen Worten legte W o l f r a m seine Hände auf B e n f r i e d's Haupt, segnete ihn, und nahm von ihm das Gelübde, immer eingedenk zu seyn der Ehre seiner Väter.

Am Abende des nämlichen Tages, saß B e n f r i e d auf seinem mutigen Rosse, und ritt, von einem Knappen begleitet, den Burgweg herab. Er wollte seinen Weg nach Frankfurt nehmen, und von da nach Sachsen oder Brabant gehen.

Es war eine heitere Sommernacht, und in seinem Gemüthe regten sich so mancherlei Gestalten und Träume, daß ihm der Schlaf fern blieb, und er beschloß, noch bis gegen Mitternacht fortzureiten. — Aber er kam vom

rechten Pfade ab, und verirrte sich in einem
 düstern Eichenwalde, wo sich nur ein schmaler
 Fußpfad hinwand. Schon machte er sich
 gefaßt, die Nacht unter den Bäumen zuzu-
 bringen, als er den Schimmer eines Feuers
 gewahr wurde. Der Ritter stieg ab, und
 ergriff sein Ross am Zaum und ging auf
 das Feuer zu: Es saßen einige bewaffnete
 Knechte um dasselbe und Benfried er-
 kundigte sich bey ihnen nach dem Wege.
 Sie wollten ihm eben Auskunft geben, als
 man ein Rufen hörte und ein Geschrey ver-
 schiedener Stimmen. Die Knechte sprangen
 auf, und eilten nach der Gegend wo das
 herkam; das Geräusch kam aber bald näher
 und näher, und der Ritter glaubte die Weh-
 klage einer weiblichen Stimme zu hören.
 Rasch zog er sein Schwert und übergab sein
 Ross seinem Knappen: Da trat ein Haufen
 von Reissigen aus den Gebüsch hervor; sie
 führten zwey Pilgrimme, denen sie die Hände
 auf den Rücken gebunden hatten. Beym
 Schein des Feuers konnte man jedes Antlitz
 erkennen. Der eine Pilgrim war bejahrt

und von edler Gestalt, der andere kaum im Jünglingsalter und von hoher Schönheit. Wir haben die Vögel gefangen, riefen einige Knechte, mit wilder Schadenfreude, und rissen den Gefangenen die runden, breiten Hüte und die Pilgerkappen vom Kopfe — da wallten lange, blonde Locken über die Schulter des jungen Pilgers und **V e n f r i e d** erkannte daß es eine Jungfrau sen. Sie wurde jetzt des Ritters ansichtig und rief mit einer zerreißenden Stimme: Gedenkt der Ritterehre und rettet die Unschuld. **V e n f r i e d** besann sich keinen Augenblick — er stürzte mit Löwenmuth auf den Haufen, und seine Hiebe fielen so furchtbar, daß ein plötzlicher Schrecken über die frechen Gesellen kam, und sie sämmtlich das Weite suchten. Er zerschnitt hierauf die Stricke womit die Pilger gebunden waren, sicherte ihnen seinen ferneren Schutz zu und bath sie, ihre Geschichte zu erzählen.

Die Gefahr ist noch zu nah und zu groß, antwortete der Alte; laßt euch für

ieht an unserm Dank genügen, vielleicht führt uns Gott wieder zusammen.

Mit diesen Worten nahm er die Jungfrau bey der Hand, und verlor sich schnell hinter den Bäumen. Benfried war in großer Bewegung über alles, was eben vorgegangen, und lebendig stand noch die Gestalt der schönen Pilgerin vor seiner Seele. Er warf sich neben dem Feuer zur Erde, und schief erst gegen Morgen ziemlich ermüdet, ein. Als er aufwachte, schaute die Sonne bereits über die Berge herab, und vor ihm stand eine Jungfrau von edlem Ansehen, in schwarzer Kleidung. Ihr Gefolge hielt in einiger Entfernung. Ihr habt meinen Feinden Beistand geleistet, sagte sie, aber ich verzeih' Euch, denn ihr glaubtet ohne Zweifel ein gutes Werk zu thun.

Benfried war etwas betroffen über diese Anrede und noch mehr verwirrte ihn der durchdringende Blick aus den seelenvollen Augen der Jungfrau, und ein gewisser Zauber, der von ihrem Wesen ausströmte.

Das Unrecht kann in meiner That seyn, aber nicht in meinem Willen, antwortete er.

Die Jungfrau bat ihn gar höflich, sie auf ihre nah gelegene Burg zu begleiten. Ich bin Irmentrud, die Erbin von Hohenu, und bedarf des Rathes und der Hilfe; sagte sie. — Wolltet ihr diesen einer Weise verweigern?

Bei Gott nicht, erwiederte der Jüngling, mein Weg geht überall hin, wo man mich brauchen kann.

Der Zug ging jetzt nach der Burg. Dort angekommen, ließ Irmentrud ihrem Gaste einige Erfrischungen vorsehen und führte ihn hierauf in ein abgelegenes, schwarz behangenes Gemach. Auf einem Tische stand ein beinerner Becher mit allerhand seltsamen Verzierungen.

Benfried's Neugierde ward immer mehr gespannt, und zugleich that es seinem Herzen wohl, mit der schönen Jungfrau allein zu seyn. Sie zog ihn sanft neben sich nieder, und sagte:

Ich will euch meine Geschichte in weni-

gen Worten erzählen. Mein Vater hatte kurz vor seinem Tode meine Hand dem Ritter Schott v. Lingger versprochen. Ich hatte nichts dagegen einzuwenden; denn dieser Mann besaß meine ganze Liebe. Mein Vater starb, und dies verzögerte unsere Verbindung. In meiner Nachbarschaft wohnte der alte Wild v. Rauenstein mit seiner Tochter Hildegunde. Ihr habt sie heute beyde in Pilgertracht gesehen. Das Mägdlein warf seine Augen auf meinen Bräutigam, aber ihre Liebe blieb unerwiedert. Da bediente sie sich böser Zauberkünste, und kochte einen Liebestrank, den sie dem armen Schott in den Becher, den ihr hier seht, beyzubringen wußte. Er gerieth darüber in Wahnsinn und wollte mich ermorden. Gott wendete es ab, und schützte mich. Er lief wüthend davon und Niemand weiß, wo er hingekommen. Ich erhob jetzt Klage gegen Hildegunden v. Rauenstein, und das Gericht erkannte sie der Zauberrey schuldig, aber sie wurde gewarnt und entfloh mit ihrem Vater in Pilgrimskleidern. Dies

ses Vorhaben war mir noch zur rechten Zeit verrathen worden, und ich schickte meine Leute aus, die Verbrecherinn aufzufangen. Das übrige, Herr Ritter, wißt ihr.

Dem Ritter kam das Alles fast unglaublich vor. Sie sieht so unschuldig aus, sagte er, und was ihr da von ihr erzählt, ist so gräßlich!

Ihr Gesicht ist ein Rosengarten, in welchem Schlangen wohnen, entgegnete I r m e n t r u d.

Aber, was rathet ihr mir?

Uebe laßt sie dem Richter, welchem Niemand entlaufen kann, erwiderte B e n f r i e d.

I r m e n t r u d wurde nachdenkend und fing zu weinen an. Der Ritter versuchte es, ihr Trost einzusprechen, allein sie schien wenig darauf zu achten. Nach einer Weile sprang sie plötzlich auf und rief: Wär' ich ein Mann, und könnt' ein Schwert tragen!

Dann würdet ihr es gewiß nicht gegen ein Weib schwingen wollen, versetzte B e n f r i e d.

Ihr habt Recht, sagte sie; verzeiht meinem Schmerz, der mich irre macht. Dies

sagte sie ganz unbefangen, und legte, als wisse sie nicht was sie thue, ihr schön gelocktes Haupt auf seine Schulter; fuhr aber nach einigen Augenblicken schnell zurück, und sagte, indem sie die Hand an die Stirn hielt: Ich vergesse ganz meiner selbst.

In dem Herzen des Jünglings war aber dadurch ein gefährliches Feuer erwacht. *Truentrud* merkte es bald und suchte mit aller Kunst es stärker anzufachen. Endlich wußte sie ihn so zu überreden, daß er ihr schwur, an *Hildegunden* Rache zu üben.

Kaum aber waren die furchtbaren Worte über seine Lippen, als ihn ein kalter Schauer überlief, und eine Nebelhülle von seinen Augen fiel. *Truentrud* bemerkte diese Veränderung. Es ist euch hier zu schwül, sagte sie; kommt ins Freye, wir wollen einen Lustgang zusammen machen. Geht nur voran, Ritter, bis zum Fallthor; ich habe nur noch einiges im Hause anzuordnen, und folge euch alsbald.

Wenfried eilte die Wendestreppe hinab. Unten begegnete ihm ein alter Mann.

Gut, daß ihr kommt, Herr Ritter, sagte der Alte. Euer Knecht wartet vor dem Thore mit den Pferden. Eilt, so schnell ihr könnt, oder ihr seyd verloren.

Benfried forderte eine Erklärung. Denkt an Euern Vater, versetzte der Alte, und laßt Euren Koffe Flügel wachsen.

Mit diesen Worten eilte der Mann davon.

Die Erinnerung an den Vater hatte den Jüngling gewaltig ergriffen. Wie von einer unsichtbaren Hand ergriffen kam er vor das Burgthor, wo er seinen Knappen fand, sich aufsetzte und davoniagte. Unterwegs erfuhr er, daß der Kaiser in Worms erwartet würde, und beschloß seinen Weg dahin zu nehmen. Nach seiner Ankunft wurde er bald mit mehreren jungen Rittern bekannt, welche sich verabredeten, einen Kriegszug unter dem Grafen von Tülich gegen den Grafen von Geldern mitzumachen. Benfried gesellte sich zu ihnen. Sie fuhren den Rhein hinab, und fanden leicht Gewährung ihrer Wünsche. Das Glück war Benfried hold; er kämpfte tapfer in

mehreren Gefechten. Der Krieg erreichte bald sein Ende und der Graf von Tülich wollte den jungen Ritter, der sich so männlich bewiesen hatte, gern an seinem Hoflager behalten, aber Benfried sehnte sich nach Gelegenheit zu neuen Thaten, und hatte den Vorsatz, das deutsche Land noch eine Zeitlang zu durchstreifen und mitzunehmen, was an Ehre und Ruhm auf seinen Wegen blühen würde. Er zog wieder aufwärts, nach dem Mann, und kam in den Spessart.

Eines Abends verirrte er sich in der unwegsamen Wildniß und entdeckte endlich eine Einsiedelen. Indem er darauf los ging, sah er vor sich eine kleine Kapelle, und vor derselben eine junge Pilgerin knien. Es war Hildegunde. Benfried traute seinen Augen kaum; aber die Freude, sie wieder zu finden, schwand im Augenblick, denn plötzlich kam der Gedanke an seinen Eid, wie ein Hagelschauer in die Blüthen des Frühlings fällt.

Die Jungfrau schien ganz im Gebethe versunken. Benfrieds Herz schmolz bey



Hildegunde.

Leop. Boyer f.



ihrem Anblicke in unnennbaren Gefühlen. Er vermochte sich nicht länger zu halten, eilte auf sie zu und warf sich zu ihren Füßen, mit den Worten: vergebt mir, denn ich habe schwer gegen euch gesündigt.

Hildegunde sah den Ritter ohne ein Zeichen der Ueberraschung. Er erzählte ihr was ihm mit Irmentrud v. Hohenau begegnet war. Sie unterdrückte eine plötzliche Bewegung, schaute zum Himmel, und sagte: Ich verzeihe ihr. Das letzte Wort meines Vaters war Verzeihung.

Benfried erfuhr nun von ihr den wahren Hergang der Sache. — Schott v. Singen hatte, als er schon geraume Zeit mit Irmentrud verlobt war, eine Neigung für Hildegunde gefaßt, die ihn erst sanft, und als er zudringlicher wurde, mit Ernst abwies. Allein Irmentrud entbrannte in schrecklicher Eifersucht. Die Burgen Hohenau und Rauenstein lagen sich nahe, und beyde Fräulein besuchten sich manchmal. Irmentrud benützte diesen Umstand zur furchtbaren Rache.

Sie fochte einen Trank, der die Sinnen verwirrte, und wollte ihn Hildegunden beym nächsten Besuche vorsehen. Schott kam in das Zimmer, wo der heillose Becher stand, er war erhitzt und stürzte das Getränk hinab. Die Folgen zeigten sich nach wenigen Stunden; er redete irre, und sein Wahnsinn ward bald darauf Raserey, und in diesem Zustande stürzte er sich in einen Brunnen.

Irmentrud erhob nun Klage gegen Hildegunden, als hätte diese den Trank bereitet, um das Herz des Unglücklichen zu gewinnen. Sie bestach zwey Männer zu falschen Zeugnissen, und Hildegunde schien verloren. Aber ein alter, redlicher Diener Irmentruds schlich sich in der Nacht nach Hohenau, und warnte Hildegunds Vater. Jener erkannte die Größe der Gefahr und beschloß mit seiner Tochter auf der Stelle in sicherer Bekleidung nach Köln zum Erzbischofe zu gehen, der sein Freund war, und diesen um Schutz und Rath zu bitten. Der Wege unfundig

verirrten sie, und kamen in den wilden
Epfelart. Der Greis vermochte nicht weiter
zu gehen, eine Krankheit warf ihn nie-
der — zum Glücke fanden sie die Einsiede-
ley, welche aber verlassen war. Hier starb
er, und ließ seine Tochter allein, in den
Schrecknissen der Wildniß.

Gott hat mir Stärke gegeben, fuhr
Hildegunde fort, der Geist meines Va-
ters wird mich mächtig schirmen, und nie
von meiner Seite weichen. Und was wollt
Ihr nun beginnen? fragte Benfried?

Ich will nach Köln gehen, antwortete
sie, und den Bischof bitten, daß er mir
eine Freystätte in einem Kloster gebe.

Der Ritter bemerkte in diesem Augen-
blicke ein paar Männer, welche sich in die
Einsiedelen schlichen und ihm verdächtig vor-
kamen. Er rief seinen Knecht, und hieß
ihn bey Hildegunden bleiben, und ging
hastig, das blanke Schwert untern Arm in
die Klause. Beym Eintreten erhielt er ei-
nen Schlag, der ihm die Backe streifte; er
sprang schnell zur Seite, und durchstieß einen

der beiden Bösewichte, und hielt dem anderen das gezuckte Schwert vor. Dieser sichte um sein Leben und bekannte, daß *Irmenrud v. Hohenau* sie um großen Lohn gedungen habe, ihn und *Hildegunden* aufzusuchen und zu morden.

Wenfried rief seinen Knecht und befahl ihm, den Mörder zu binden, und ihn neben seinem todten Gefährten liegen zu lassen. Alsdann ging er zu *Hildegunden* zurück, und erzählte ihr den Vorgang. Sie wurde darüber ängstlich.

Ich weiß nur ein Mittel, Euch gegen die Nachstellungen dieser höllischen Dirne zu schützen, sagte er, mit ungewisser Stimme:

»Und welches?«

Nehmt meine Hand an.

Hildegunde erröthete und senkte den Blick zur Erde. Bald traten ihr Thränen in die Augen — Da nahm sie die Hand des Ritters und sprach: Gelobt mir, mich als eure Schwester zu betrachten, bis Euer Vater mich gesehen und gesegnet haben wird.

Wenfried legte freudig das Gelübde

ab, und hielt redlich Wort. Sie verließen noch denselben Abend die Wildniß und erreichten eine Stadt, wo Benfried ein Paar Frauen miethete, die Hildegunden begleiten mußten. Unterwegs vernahmen sie, daß Irmentrud auf ihrer Burg von Räubern überfallen und erdroffelt worden sey. Hildegunde vergoß Thränen über das Loos der Unglücklichen.

Glücklich erreichte Benfried mit Hildegunden die heimathliche Burg, und der Vater legte gern ihre Hände in einander.

Der erste Kuß.

An Sie!

(Mit Musik).

Still und leise nannst ich Deinen
Namen,

Und mein sehndend Auge warb um dich:
Und schon näher, liebes Mädchen, kamen
Unsr' re überfüllten Herzen sich!

Und du Holde! nanntest meinen Namen,
Hoffen ließ dein sprechend Auge mich:
Und schon näher, holdes Mädchen, kamen
Unser Beyder Lippen sich.

O, es war ein wundersüßes Neigen;
Bis wir Beyde endlich Mund an Mund,
Fest uns hielten, küßend ohne Zeugen:
Und geschlossen war der ew'ge Wund.

Der erste Kuß

poco Andante

Still und lei-se rart ich deinen Nahmen und mein

f *p.*

schneid'Augewarben Dich! und schon nä-her, liebes Mädchen! ka-men unsre

lieb er-füllten Herzen sich unsre lieb er-füll-ten Herzen sich.

74



fr
fe
ab
D
di
ih
di

di
ro
ch
ge
H
M
di
do

A n e c d o t e n.

In einer Menagerie ward ein Kamehl krank. Man pflegte sein, und um es zu stärken, bekam es täglich drey Flaschen Wein; aber es kam doch immer dem Tode näher. Da überreichte der Wärter dieses Thieres die unterthänige Bittschrift: Man möchte ihm, bis das Kamehl freiere, einstweilen die Anwartschaft auf dessen Stelle verleihen.

Ein Pastor hatte einst in einer Predigt die Freuden der Frommen im Paradies recht lebhaft geschildert. Um zu wissen, welchen Eindruck seine Predigt auf die Zuhörer gemacht habe, fragte er einen Bauer beim Herausgehen aus der Kirche: Nicht wahr, Martin, er möchte wohl gleich in's Paradies eingehen? »Behüte Gott!« versetzte der Bauer, »das könnte mir das Leben kosten.«

Ein Bauer brachte einem Mahler ein vier Schuh langes Bret, mit der Bitte, er möchte ihn darauf in Lebensgröße mahlen. Wie kann ich denn das? das Bret ist ja zu kurz. »Das thut nichts,« sagte der Bauer, »mahlt mich nur, wenn auch die Füße hinabhängen.«

Drey Bauern waren eben in Wien und wollten in die Oper gehen. Sie lasen den Theaterzettel ganz durch; es war die Oper »Janiska« angekündigt. »Siehst du, daß ich recht habe,« sagte einer aus ihnen, »es wird nicht beym Kärnthnerthore Komödie gespielt; die Handlung geht ja in Zamosky's Schloß vor.«

»Wo ist denn das?«

»Das weiß ich nicht.«

»Nun, gehen wir lieber nach Hause.«

R ä t h s e l.

1.

Die Ruh' ist bey mir ganz und gar,
 Und doch ist die Ruhe bey mir rar;
 Denn auch die Unruh' ist in mir:
 Ruh' ich: so liegt die Schuld an Dir.

2.

Zwey Sylben nur enthält das Wort;
 Das R. und D. dir nennen;
 Sie nennen dir den schönen Ort,
 Den alle Menschen kennen.
 Es trägt dich durch das Leben hin,
 Und in den Todestagen
 Mußt du, so wahr ich ehrlich bin,
 Ihn auf dir selbst noch tragen.

3.

Oft bin ich der Menschen einziges Wissen,
 Gar mancher gibt sich mit mir nur ab.
 Mich zu erzeugen/ sind viele beflissen,
 Wer mich hat kommt an den Bettelstab.

Wer nur an mich denkt, hat vieles verbrochen,
 Auch der Stocktaube hört mich gehn.
 Der Stumme selbst hat mich ausgesprochen,
 Und der Blinde hat mich deutlich gesehn.

4.

On vous propose une maison
 À louer en toute saison ;
 Elle a deux portes , quatre fenêtres ;
 Elle peut loger quatre maitres,
 Et même cinq en un besoin,
 Deux caves , un grenier à foin.
 Peut-être le quartier pourroit vous en déplaire ;
 Dans ce cas , le propriétaire
 Avec sa verge d'enchanteur
 Et certains mots , qui vous font peur,
 Enlevera meubles et locataires,
 Qu'aussitôt il transportera
 Dans le quartier qu'il vous plaira,

